Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 38

Artikel: Clelia und die seltsamen Steine
Autor: Lendroff, Gertrud
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647515

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

CLELIA

ROMAN VON GERTRUD LENDORFF

und die seltsamen Steine

Unser neuer Roman ist das Werk der bereits durch zwei Romane und zwei ausgezeichnete Jugendbücher bekannt gewordenen Basler Schriftstellerin: Gertrud Lendorff. Dabei geht es diesmal nicht um das Problem der Liebe, sondern um Altertümer, Kunsthandel und Kunstfälschungen. Clelia, ein frisches junges Mädchen, ist eine Schweizerin, die an der Münchner Universität Kunstgeschichte studieren will und sich in einer Familienpension einquartiert, wo es sehr vornehm zugeht. Clelia hat vorerst nichts im Kopf als ihr Studium, doch ehe sie sich's versieht, ist sie in die aufregendsten Abenteuer verwickelt. Die höchst spannende Geschichte ist mit geradezu beglückendem, feinem Humor erzählt, und der Verfasserin ist es gelungen, nicht nur zu unterhalten und dabei nebenher allerlei interessante kunstgeschichtliche Dinge einzustreuen, sondern auch die feinen Schwingungen eines Menschenherzens im Rahmen eines fesselnden Geschehens aufzuzeigen.

Erstes Kapitel

Clelia begegnet einem alten Bekannten

Als Clelia Conradi die Leopoldstrasse hinunterging, kam sie sich vor wie ein Schiff, das mit vollen Segeln bei gutem Winde dem Ziele seiner Sehnsucht entgegenfährt. Sie war jung, blutjung sogar, und dass sie nun durch Handschlag bei der Immatrikulation öffentlich geloben sollte, die Ehre der Wissenschaft hochzuhalten, kam ihr als ein grosses Ereignis von einschneidender Bedeutung vor. Ihr war, als ob alle Vorübergehenden ihr ansehen müssten, dass sie nun Studentin der Universität München sei — mit freiem Eintritt in alle Museen der Stadt —; und dass sie vor wenigen Wochen noch als Schülerin des gemischten Gymnasiums ihrer kleinen schweizerischen Heimatstadt ihr Abiturium bestanden, lag weiter als Jahre hinter ihr zurück, ja, es versank gleichsam vollkommen im Nichts, denn nur die Gegenwart hatte hinfort noch Bedeutung.

Mit der kleinen schweizerischen Heimatstadt und dem Gymnasium versank auch Clelias Vaterhaus, versank auch die väterliche Strumpffabrik hinter ihr, die sie manchmal durch ihr Vorhandensein in ihren Idealen gestört hatte. Denn Clelia war noch so jung, dass sie es den väterlichen Strümpfen nicht dankte, wenn sie ihr die Mittel verschafften, ihren Idealen zu leben und Kunstgeschichte — bekanntlich ein vollkommen brotloses Studium — zu ihrem Beruf zu erwählen. Ganz im Gegenteil. Auch ihr Vaterhaus — Elternhaus konnte man nicht gut sagen, denn die Mutter war schon lange tot — belastete sie zuweilen schwer durch die rein geschäftliche Atmosphäre, die darin herrschte. Für ihren Vater, so klagte sie zuweilen ihren Busenfreundinnen, existierten eigentlich nur ihre hübschen Beine, und auch diese nur als Reklamemittel für seinen nach ihr benannten „Clelia-Strumpf", der sie manchmal beinahe zur Verzweiflung getrieben. Und die Busenfreundinnen nickten mitfühlend; aber wenn Clelias Vater ihnen Clelia-Strümpfe als Geschenk anbot, so griffen sie doch recht freudig zu. Clelia empfand dies als Verrat und begann Verachtung zu empfinden. Ihr Stolz litt. Ihre Ideale waren gekränkt.

Welches Glück, dass niemand hier in München wusste, dass sie die einzige Tochter des Strumpf-Conradi war, und dass sie Clelia-Strümpfe trug! So musste es einem König zu Mute sein, der inkognito ein fremdes Land besucht. So musste es...

Im Augenblick, da sie vor dem Portal der Universität anlangte, fuhr ein Automobil so knapp an ihr vorbei, dass sie richtig erschrak. Es hielt beinahe neben ihr. Eine elegant gekleidete junge Dame stieg aus, anscheinend in höchster Eile. Der Chauffeur beugte sich aus dem Fenster, wie um einen Befehl entgegenzunehmen. Clelia blieb unwillkürlich stehen, ihre Augen weiteten sich, ihr Gesicht wurde starr. Wo hatte sie nur... wo doch... Die elegante Dame wandte sich gar nicht mehr um, sie verschwand bereits in der Türe. Der Chauffeur sah ihr nach und pfiff ärgerlich vor sich hin. Dann griff er wieder nach dem Lenkrad und fuhr, unwillig brummend, davon.

Clelia stand noch immer an demselben Fleck, sie rang förmlich nach Atem. Sie hatte — nur eine Sekunde lang — seine rechte Hand gesehen, von der er den Handschuh abgestreift hatte, eine breite, schwarzbehaarte Hand, an der Zeige- und Mittelfinger fehlten. Die Erinnerung an die schrecklichste Viertelstunde ihrer Kindheit stand vor ihr auf. Niemals vorher, niemals nachher hatte sie sich wieder in diesem Masse gefürchtet, weder bei Gewittern in den Bergen, noch als sie auf dem Bodensee der Sturm beim Segeln überraschte, noch beim Brande in der Fabrik... Und in dieser entsetzlichen Viertelstunde hatte dieser Mann — sie war dessen ganz sicher, seit sie seine Hand gesehen — die Hauptrolle gespielt.

Studenten und Studentinnen eilten an ihr vorüber. Sie begriff plötzlich, dass sie nicht stehen bleiben durfte, dass man mit der Immatrikulation nicht auf sie wartete. In tiefe Gedanken versunken schlug sie den Weg zum grossen Hörsaal ein. Als eine der letzten schlüpfte sie durch die Türe. Der Sitz, den sie noch bekam, war denkbar schlecht, ganz auf der Seite, aber ihr war alles einerlei. Sie vergass die Gegenwart, sie durchlebte noch einmal jene furchtbare Viertelstunde, in der sie erfahren hatte, was Angst heisst. Und während der Rede des Professors lag sie wiederum, wie in öfters wiederkehrenden Schreckträumen, zur heissen Mittagszeit oben auf dem brüchigen Gemäuer der Ruine in dem verlassenen Garten und sah, wie unter ihr das rostige Gittertor aufsprang und ein Mann — eben jener Mann, der jetzt Chauffeur war — mit einem Bündel auf dem Rücken auf den kleinen Grasplatz trat und die beiden grossen Hunde ihm folgten. Zyan und Kali hiessen sie. Am Tage lagen sie an der Kette hinter dem Gärtnerhaus, und nachts liess man sie im Garten der unbewohnten Villa los, die dem alten Professor gehörte, der sich auf einer Forschungsreise befand...

Sie hatte nicht gewagt zu atmen, und ihr kleiner Freund Peter — ja, Peter hiess er, Peterchen von Theissen — der neben ihr lag, war vor Schreck totenblass und hielt den Atem an wie sie selbst. Tag für Tag hatten sie in dem verlassenen Garten gespielt, dessen Mauer an den Garten des Professors stiess — er war als Bauplatz zu verkaufen —, und hatten nicht geahnt, dass ein unterirdischer geheimer Verbindungsgang bestand, durch den die beiden Hunde hineingelassen werden konnten. Ueber die Bösartigkeit der Hunde waren in der ganzen Nachbarschaft die schrecklichsten Gerüchte im Umlauf. Zyan hatte einen Einbrecher zu Tode gebissen, auf den ersten Sprung hin, und Kali...

Und nun sahen sie, wie der Mann mit der verstümmelten Hand die Tiere auf ihre Spur hetzte...

Wie sie von der Ruine heruntergekommen und den Weg über die Mauer gefunden, bevor die Hunde bei ihnen anlangten, war ihr heute noch ein Rätsel. Ihr Kleid hatte einen langen Riss, und Peterchen blutete an beiden Händen, aber die Hunde sprangen machtlos aufheulend an der Mauer hoch, über die sie mit Peterchen entwischt war. Sie hörten den Mann ärgerlich fluchen, und einige Minuten später sassen sie in Sicherheit in der Werkstätte des Steinmetzen nebenan, der die Grabdenkmäler verfertigte. Aber der Schreck war ihnen in die Glieder gefahren. Sie erinnerte sich, Peterchen von Theissen liefen die Tränen über das Gesicht, und seine sonst apfelroten Wangen waren kalkigweiss. Und sie, die sonst immer ihren Spott mit seiner Furchtsamkeit getrieben, sagte kein einziges Wort, denn sie zitterte selbst am ganzen Leibe. Und Nächte und Nächte nachher hatte sie immer wieder geträumt, dass sie auf einer Mauer stand, an der keuchend und zähnebleckend Zyan und Kali wie fletschende Höllenhunde emporsprangen.

Sie legte die Hände ineinander. Der Professor, der die Immatrikulation vornahm, begann nun die Namen aufzurufen. Es ging in alphabetischer Reihenfolge: Conrad — C—, sie würde unter den ersten sein. Ihr Herz schlug heftig. Die Einzigartigkeit des Augenblicks, die Berühmtheit der Universität München, ihre neue Würde als Studentin, dies alles wog überhaupt nicht mehr. Sie wünschte nur eines: dass sie die wenigen Schritte bis zum Pulte zu tun vermöchte, ohne sich zu blamieren. Und dass es bald zu Ende wäre.

B... Bundi..., C... Christoph..., Clelia machte sich zum Aufspringen bereit. Ciliani..., Commenios..., Thora Commenios... Die elegante junge Dame aus dem Auto schritt mit federnden Schritten ruhig und gelassen dem Pulte zu und legte ihr Gelübde ab. Thora Commenios hiess sie also. Bevor Clelia sich gefasst hatte, erklang ihr eigener Name. Der Professor blickte sich suchend im Saale um. Sie erhob sich eilig. Uebersah eine Stufe. Strauchelte. Fiel beinahe neben Thora Commenios hin, deren verächtlicher Blick sie streifte. Vielleicht liess eben dieser verächtliche Blick sie ihre Haltung wiedergewinnen, so dass sie nun einigermassen gefasst an das Pult treten und dem Professor die Hand reichen konnte.

Nachdem sie wieder an ihrem Platze sass, bemerkte sie erst, dass die aufgerufenen Studenten den Saal verlassen durften. Sie ärgerte sich über ihre Unbeholfenheit. Schimpfte sich ein Provinzgänschen. Wünschte sich ebenso viel kaltblütige Ueberlegenheit, wie Thora Commenios vorhin gezeigt hatte. Und bemerkte nicht, dass ein blonder, rotbackiger, kleiner Student ihr von der anderen Seite des Saales her zunickte und Zeichen zu machen versuchte. Die Namen klangen eintönig an ihren Ohren vorüber. Nach einer langen Zeitspanne fasste sie den Mut, sich zu erheben und hinauszugehen. In den weiten Gängen standen Studenten in kleinen Gruppen plaudernd zusammen; Thora Commenios war nicht unter ihnen. Clelia atmete auf. Ob die elegante Studentin wohl wusste, dass ihr Chauffeur ein Verbrecher war? Denn als das hatte der Mann mit der verstümmelten Hand doch allgemein gegolten. Oder hatte er nur unter den Kindern jener Gegend dafür gegolten?

Hinter ihr ertönten eilige Schritte. Sie wandte sich um, den Weg freizugeben. Statt dessen blieb der Student vor ihr stehen, schlug die Hacken zusammen und verbeugte sich vor ihr. Dabei stiess er atemlos einen Namen hervor, den sie zuerst nicht verstand.

„Theissen... von Theissen..."

Sein rundes, rotbackiges Jungengesicht sah ganz unglücklich aus. Seine hellblauen Augen waren treuherzig auf sie gerichtet.

„Peterchen!"

Clelia hatte ihn endlich erkannt. Das rotbackige Jungengesicht hellte sich merklich auf. Er schüttelte ihre Hand, dass alle Gelenke knackten.

„Peterchen!"

Es war wie in einem Märchen oder in einem Traume; eben hatte sie noch in Gedanken die Schreckensszene durchlebt, bei der er ihr einziger Gefährte gewesen war, und nun stand er leibhaftig vor ihr — nach so vielen, langen Jahren, in denen sie überhaupt nichts von ihm gehört hatte!

„Sie kamen mir gleich so bekannt vor..." stammelte er. „Nur wusste ich nicht recht... bis ich Ihren Namen aufrufen hörte... Ich nickte Ihnen immerfort zu, aber Sie bemerkten mich nicht..."

„Und doch habe ich gerade an dich gedacht..." antwortete Clelia rasch und merkte gar nicht, dass sie ohne weiteres wie in ihrer Kinderzeit du zu ihm sagte. „Denn stell dir vor: vorhin sah ich den Mann mit der verstümmelten Hand..."

Sein Gesicht wurde bestürzt. „Wirklich, Clelia? Wirklich?"

„Ja." Ihre Worte übersprudelten sich. „Er überfuhr mich beinahe mit dem Auto. Er ist Chauffeur. Eine elegante Studentin, neben der ich aussehe wie eine Provinzgans, Thora Commenios, stieg aus dem Wagen. Ich musste mich erst fassen. Während der ganzen Immatrikulation habe ich immerfort an unseren damaligen Schrecken gedacht. Und an Zyan und Kali. Und an deine Hände, die so voll Blut waren... bis wir merkten, dass du aus der Nase blutetest und gar nicht verletzt warst. Oder viel mehr Wockes Mutter merkte es... nicht wir. Wir waren viel zu aufgeregt."

„Ich würde vorschlagen, dass wir zusammen irgendwohin gehen und Kaffee trinken und miteinander plaudern", sagte Peterchen. „Falls Sie... falls du... keine Abhaltung..."

„Dummes Zeug, natürlich du", erwiderte Clelia rasch.

Sein Gesicht begann zu leuchten. „Im Englischen Garten", schlug er vor. Und nach einigen Minuten wandelten sie einträchtig unter den Bäumen auf den chinesischen Turm zu und beschlossen, zusammen zu essen.

„Ich werde einfach bei Fräulein Glöckl telephonisch absagen", meinte Clelia grossartig. Fräulein Glöckl war die Inhaberin der Pension, in der sie wohnte.

Peterchen von Theissen hatte nur eine „Bude"; er war niemand Rechenschaft schuldig über den Ort, an dem er sein Mittagsmahl einnahm.

Sie gingen langsam durch den Englischen Garten, und es war nur natürlich, dass sie allerlei alte Erinnerungen auffrischten. Ein knappes Jahr vor dem Weltkrieg hatten sie in der kleinen süddeutschen Stadt als Kinder während langer Ferienwochen miteinander gespielt. Clelia, das blonde Schweizermädchen, war im Hause ihrer Tante, die einen deutschen Universitätsprofessor geheiratet hatte, zu Gast. Die drei Söhne der Tante waren alle älter als Clelia; trotzdem gaben sie gute Spielkameraden ab, und der fünfte im Bunde war Wocke, der Sohn des Steinmetzen und Grabsteinunternehmers, dessen Werkhof neben dem Hause von Clelias Verwandten lag. Peterchen von Theissen dagegen war eher ein lästiges Anhängsel, denn er musste seine Ferien bei einer halbblinden Grossmutter verbringen, bei der er vor Langeweile fast umkam, und stand beinahe immerfort mit sehnsüchtigen Augen entweder im Werkhof oder vor dem Gartentor und wartete, bis man ihn hineinrief. Im Grunde machten sich weder die Vettern nach Wocke viel aus ihm, und Clelia nahm sich seiner mehr aus Mitleid denn aus Begeisterung an, was er ihr jedoch durch rührende Anhänglichkeit vergalt.

In diesem Augenblick freilich redeten sie nicht davon, dass Peterchen damals eine sehr untergeordnete Rolle bei allen ihren Unternehmungen gespielt hatte. Ganz im

Gegenteil. Das, was Clelia von den Verwandten erzählte, war zudem nicht dazu angetan, diese Erinnerungen aufzufrischen, denn das Gespräch wickelte sich ungefähr folgendermassen ab:

„Eberhard?"

„Verwundet bei dem Vormarsch in Russland... Infolge seiner Verletzungen an Tuberkulose erkrankt... Starb vor etwa einem Jahre..."

„Klaus?"

„Vor Verdun gefallen."

„Manfred?"

„War noch zu jung, um ins Feld zu gehen.. Studiert jetzt in Marburg Medizin."

„Der Onkel Professor?"

„Seit einigen Jahren zuckerkrank. Versucht zu arbeiten. Die ganze Last liegt jetzt auf meiner Tante. Sie hält sich wunderbar aufrecht, aber natürlich... sie ist eine alte Frau..."

„Und Wocke? Wocke Imfeld, der Sohn des Steinmetzen, der Bildhauer werden wollte und bereits so wunderbare Sachen machte? Und den wir alle so restlos bewunderten?"

„Wocke Imfeld — oder Wilhelm Imfeld, wie er eigentlich hiess — ist in Flandern verschollen. Seine Eltern sind beide tot. Sie überlebten es nicht."

Peterchen nickte gedankenverloren. „Ja, Wocke war ihr Abgott", sagte er.

„Er war der schönste junge Mann, den ich in meinem Leben gesehen habe", antwortete Clelia mit etwas übertriebener Wärme. „Und er war auch sicher sehr begabt".

Schöner Speicher in Grünenmatt (Emmental)

„Ach ja, was arbeitete er doch damals? Einen... griechischen... Cyrus?" — „Kuros", verbesserte Clelia schnell. „Kuros — das bedeutet Jüngling."

Sie schwieg einen Augenblick.

„Er hatte sich für griechische Jünglingsstatuen begeistert und behauptete, so etwas selber schaffen zu können", begann sie dann langsam. „Er bekam zufällig einen geigneten Marmorblock in die Hände, und irgend jemand — ich glaube, ein alter Arbeiter aus der Werkstatt seines Vaters — lehrte ihn die Behandlung, durch die der Marmor die richtige Farbe annahm. Ich weiss noch: Onkel sagte damals, dieser alte Giesebrecht müsse ein richtiger Fälscher von antiken Statuen gewesen sein, und Wocke sei auf dem besten Wege, ebenfalls einer zu werden... Aber Wocke dachte nicht im Traume daran, er wollte bloss lernen. Sein Kuros war übrigens prachtvoll. Ich habe noch eine kleine Photographie davon, die er mir schenkte... sie hängt immer über meinem Schreibtisch daheim..."

Sie schwieg wiederum.

„Ich habe noch etwas", fuhr sie nach einer Pause fort. „Es war an einem Tage, an dem ich mit dem Onkel bei Wocke gewesen war und Onkel zu ihm sagte: ‚Wocke, man wird deinen Kuros eines Tages in ein amerikanisches Museum verkaufen, als Original!' Darüber wurde Wocke so zornig, dass er den Meissel unrichtig ansetzte und den Kuros beschädigte. Eine der langen Locken brach ab. Wocke gab sie mir. ‚Was soll ich daran herumflicken?' sagte er wütend. ‚Zudem hat dein Onkel eine Art, die mir meine ganze Arbeit verleiden kann.... Nimm du die abgebrochene Locke, Clelia, und wenn der Kuros eines Tages doch in ein Museum gelangt, so bringst du sie dem Direktor und sagst ihm: Ihr seid auf einen Schwindel hereingefallen. Hier ist der Beweis."

Abermals schaltete sie eine Pause ein.

„Die Locke habe ich immer noch, aber Wocke ist verschollen", sagte sie dann leise und traurig. „Und seine Eltern sind tot, und der Kuros..."

„Vielleicht steht der wirklich bereits in einem Museum!" warf Peterchen ein.

Clelia schüttelte den Kopf. „Wocke hatte sich noch etwas anderes ausgedacht", sagte sie. „Er hat es mir genau erklärt. Er signierte seine Werke mit seinem Namenszug. Schau, so..."

Sie blieb stehen und zog aus ihrer Handtasche Bleistift und Papier. Indem sie die Handtasche als Schreibunterlage gegen einen Baumstamm stützte, zog sie rasch einige Linien. „Siehst du, so: φ."

Und sie hielt ihm das Zeichen hin.

„W - Wilhelm — Wocke war ja nur ein Spitzname — und I - Imfeld. Aber damit es auf der griechischen Statue nicht auffiel, drehte er das Zeichen um, so: ς. Dann erinnert es an den griechischen Buchstaben Sigma."

„Eigentlich war das alles Spielerei eines grossen Jungen", fügte sie dann traurig hinzu. „Und kein Mensch weiss mehr davon ausser mir und – vielleicht – Manfred."

„Und nun auch ich", sagte Peterchen und lächelte.

Sie nickte. „Wenn wir noch Kinder wären und Räuber und Prinzessin oder dergleichen spielen würden, so könnten wir es als Erkennungszeichen gebrauchen", sagte sie. „Aber wir sind zu alt dafür, Peterchen, viel zu alt!" — Kurz nachher sassen sie in einem Restaurant einander gegenüber und assen Suppe mit Griessklössen. Ihr Gespräch drehte sich noch immer um gemeinsame Kindheitserlebnisse. Sie konnten einfach nicht davon loskommen.

„Aber das weisst du doch, Peterchen, dass Manfred recht behielt mit seiner Behauptung von der Diebsbande in der verschlossenen Villa!" fing Clelia wieder an.

Er schüttelte den Kopf, während er sorgsam einen Griesskloss mit dem Löffel zu teilen versuchte.

„Nein. Ich musste damals Hals über Kopf abreisen, weil mein Vater schwer erkrankte. Nachher hörte ich gar nichts mehr von euch allen. Dann brach der Krieg aus, und als Grossmama im ersten Kriegswinter starb und wir zur Beerdigung hinfuhren, waren deine Vettern im Felde... wenigstens Eberhard und Klaus, aber ich erinnere mich auch nicht, Manfred jemals gesehen zu haben. Und auch Wocke war natürlich weg."

„In Flandern verschollen", warf Clelia ein.

„In jenem Winter noch nicht", entgegnete Peterchen gedankenvoll und spielte nun mit den Brocken, in die er den Griesskloss inzwischen zerlegt hatte. „Jedenfalls sehe ich mich noch bei Vater Imfeld in der Werkstatt sitzen und zuhören, wie er mir Stellen aus Wockes Feldbriefen vorlas. Auch der Cyrus, oder wie er hiess, stand noch immer dort und lächelte blöde. Vater Imfeld wies darauf und meinte: ‚Ich kann den dämlichen Kerl fast nicht mehr ansehen.'"

(Fortsetzung folgt)

(Nachdruck verboten. Abdrucksrecht durch Albert Müller Verlag AG., Zürich)